



Emily Was es heißt,
eine Frau zu sein

Ratajko
wski My
Body



PENGUIN VERLAG

Für Sly

Man malte eine nackte Frau, weil man sie gern betrachtete; man gab ihr einen Spiegel in die Hand, nannte das Gemälde *Eitelkeit* und verurteilte damit moralisch eben jene Frau, deren Nacktheit man zum eigenen Vergnügen abgebildet hatte.

In Wahrheit jedoch hatte der Spiegel eine andere Funktion. Er sollte die Frau zur Komplizin machen, sodass auch sie sich zuallererst als Anblick begriff.

JOHN BERGER,
Sehen: Das Bild der Welt in der Bilderwelt

Inhalt

Einleitung	11
Beauty-Lektionen	19
Blurred Lines	37
Mein Sohn, meine Sonne	57
Toxisch	71
Moment mal – Halle Berry!?	91
K-Spa	107
Ein flaes Gefühl	123
Transaktionen	141
Wie ich mich selbst zurückkaufte	157
Pamela	183
Männer wie du	201
Befreiungen	221
Danksagung	235

Einleitung

Im Sommer 2020 erschienen die Single und das Musikvideo *WAP (Wet Ass Pussy)* von Megan Thee Stallion und Cardi B. Beide gingen sofort viral; das Video wurde binnen vierundzwanzig Stunden 25,5 Millionen Mal angesehen, der Song stieg auf Platz eins der US- und der weltweiten Charts ein, was zuvor noch keinem gemeinsamen Song zweier Künstlerinnen gelungen war. Schon bald wurde online intensiv über die hypersexuellen Inhalte sowohl des Songtextes als auch des Videos debattiert. Der Kulturbetrieb lobte den Song vielfach als sexpositive Hymne und behauptete, mit der Thematisierung expliziter sexueller Details und Begierden bestätigten Cardi und Megan sich als aktiv handelnde Individuen und ließen einen längst nötigen Rollentausch Wirklichkeit werden. Andere argumentierten, der Feminismus werde durch den Song und das Video um ein Jahrhundert zurückgeworfen.

Zuletzt hatte 2013 das Musikvideo *Blurred Lines* von Robin Thicke, Pharrell Williams und T. I. eine ähnlich hitzige Debatte um weibliche Emanzipation und Sexualität ausgelöst. Es zeigte drei tanzende, beinahe nackte Frauen. Eine dieser Frauen war ich.

Durch *Blurred Lines* wurde ich im Alter von einundzwanzig

Jahren über Nacht bekannt. Bis heute wurde die zensierte Version, die unsere Nacktheit nur teilweise zeigt, auf YouTube ungefähr siebenhunderteinundzwanzig Millionen Mal angesehen; der Song gehört zu den bestverkauften Singles aller Zeiten. Die unzensierte Version wurde kurz nach ihrem Erscheinen von YouTube entfernt, da sie gegen die Richtlinien der Plattform verstoße. Später war sie kurzfristig wieder aufrufbar, ehe sie endgültig verschwand, was die ganze Diskussion weiter anheizte.

Plötzlich wurde ich – genauer gesagt, die kulturelle Bedeutung meines Körpers – weltweit sowohl von feministischen Theoretikerinnen als auch von Jungs im Teenageralter seziert. Von der Presse nach meiner Haltung zu dem Video gefragt, gab ich die überraschende Antwort, meinem Empfinden nach sei es kein bisschen antifeministisch. Ich sagte den Reportern, Frauen würden oder sollten sich durch meine Darstellung bestärkt fühlen. Meine Aussagen über *Blurred Lines* fielen in die Entstehungszeit von feministischen Blogs, Sheryl Sandbergs Bestseller *Lean In* und Leitartikeln wie »Warum Frauen doch nicht alles haben können«, lagen aber noch vor der Popularisierung des Begriffs »feministisch«: Noch hatte Beyoncé nicht vor dem riesigen Neon-Schriftzug *FEMINIST* getanzt, und noch verkaufte nicht jede Billigmodekette T-Shirts mit dem Aufdruck *FEMINIST*. Viele empörten sich darüber, dass das nackte Mädchen aus dem bekannten Musikvideo es gewagt hatte, sich als Feministin zu bezeichnen. Andere, vor allem junge Frauen, fanden meine Perspektive erfrischend. Ich argumentierte, mit meinem Körper und meiner Nacktheit selbstbewusst umzugehen. Niemand könne mir vorschreiben, nacktes Herumtanzen sei kein Akt der Selbster-

mächtigung. War es nicht vielmehr frauenfeindlich, mir zu diktieren, was ich mit meinem Körper tun sollte? Ich erinnerte die Welt daran, dass es im Feminismus um Entscheidungsfreiheit geht und deshalb alle aufhören sollen, mich zu kontrollieren.

Einige Jahre nach *Blurred Lines* schrieb ich den Essay »*Baby Woman*«. Darin erzählte ich von meiner Jugend und den Erniedrigungen, die ich in Bezug auf meine Sexualität und meinen sich entwickelnden Körper erlebt habe. Selbst als professionelles Model und Schauspielerin, so schrieb ich, hätte ich nicht das Ausmaß an Erniedrigung empfunden wie damals, als ein Lehrer in der Mittelstufe vorwurfsvoll an meinem BH-Träger zupfte, weil der unter meinem Tanktop hervorgerutscht war. Anders als Feministinnen und Anti-Feministinnen uns glauben machen wollen, bestand das Problem für mich nicht darin, dass junge Frauen sich selbst sexualisierten, sondern in deren Erniedrigung. Warum sollten wir uns anpassen, uns für unsere Körper entschuldigen und sie verhüllen? Ich hatte keine Lust mehr, mich schuldig zu fühlen, weil ich mich auf eine bestimmte Weise präsentierte.

Meine Haltung war das Ergebnis einer Jugend voller widersprüchlicher Signale hinsichtlich meines sich entwickelnden Körpers und meiner aufkeimenden Sexualität. Mit dreizehn war ich verwirrt, weil mein Vater vor dem Aufbruch zu einem eleganten Restaurant sagte, ich solle mich »heute Abend ausnahmsweise nicht so anziehen«. Ich betrachtete mein rosafarbenes Spitzentop und den Push-up-BH. Meine Mutter hatte mir immer vermittelt, mein Aussehen zu genießen, und dieses Outfit hatte mir bereits Bestätigung sowohl

durch die Blicke erwachsener Männer auf der Straße als auch gleichaltriger Jungen in der Schule eingebracht. Plötzlich schämte ich mich für etwas, worauf ich gleichzeitig stolz war.

Als meine fast zwanzig Jahre ältere Cousine einmal atemlos ins Wohnzimmer gerannt kam, nachdem sie mich dort ein paar Minuten mit ihrem Freund allein gelassen hatte, verstand ich die Situation nicht. Ich wusste nicht, wovor sie Angst hatte, obwohl ich instinktiv spürte, was die Körpersprache ihres Freundes bedeutete, der zurückgelehnt, mit nach vorn gestreckten Hüften und mit einladendem Lächeln auf der Couch saß. Ich war ein Kind, aber aus irgendeinem Grund bereits Expertin für männliches Begehren, selbst, wenn ich nicht gänzlich verstand, wie es zu deuten sei: War es gut? Sollte ich mich davor fürchten? Dafür schämen? Die Antwort schien zu lauten: alles zugleich.

»*Baby Woman*« schließt mit einem Gespräch, das ich nach meinem ersten Studienjahr an der Kunsthochschule mit einem Zeichenlehrer geführt habe. Damals zeigte ich ihm eine von mir angefertigte Kohlezeichnung eines weiblichen Akts. Er schlug vor: »Warum zeichnen Sie nicht eine Frau, deren Taille so schmal ist, dass sie nicht aufrecht stehen kann?« Er riet mir, entweder »mit den Stereotypen des Schönheitsideals zu spielen oder dessen niederdrückende Kraft zu zeigen«. Ich wollte nicht glauben, dass der Kontrast so scharf war und ich nur diese beiden Möglichkeiten hatte.

Die meiste Zeit meines Lebens hielt ich mich für schlau und für eine, die schon irgendwie durchkommt. Ich begriff, dass ich einen Vorzug hatte, der sich vermarkten ließ, dem

ein gewisser Wert beigemessen wurde. Ich war stolz, mit meinem Körper ein Leben und eine Karriere aufgebaut zu haben. Ich glaubte, alle Frauen würden bis zu einem gewissen Grad sexualisiert und zu Objekten degradiert und ich könne dies genauso gut zu meinen eigenen Bedingungen geschehen lassen. Meine Fähigkeit, mich dafür zu entscheiden, hielt ich für einen Beweis meiner Stärke.

Wenn ich diesen Essay und Interviews aus der Zeit heute wieder lese, löst mein jüngeres Ich einen zarten Schmerz in mir aus. Heute spüre ich, wie trotzig und defensiv ich damals war. Was ich schrieb und sagte, spiegelte meine damaligen Überzeugungen wider und ließ doch ein Bewusstsein für die Komplexität meiner Lage vermissen.

In vielfacher Hinsicht war ich für die Vermarktung meiner Sexualität unbestreitbar belohnt worden. Ich wurde international bekannt, Millionen folgten mir in den Medien, und ich verdiente mit Promotion und Modewerbung mehr, als meine Eltern – eine Professorin für Englische Literatur und ein Lehrer für Malerei – mit ihren Berufen je hätten erwirtschaften können. Ich baute eine Online-Präsenz auf, indem ich Bilder von mir und meinem Körper teilte und damit zuerst meinem Körper und später meinem Namen einen Wiedererkennungswert verlieh, der letztlich auch dazu beigetragen hat, dass ich dieses Buch veröffentlichen kann.

Zugleich und in weniger offensichtlicher Weise fühlte ich mich durch meine Rolle als sogenanntes Sexsymbol objektiviert und eingeschränkt. Ich habe meinen Körper innerhalb der Grenzen einer cis-heterosexuellen, kapitalistischen, patriarchalen Welt zu Geld gemacht, in der Schönheit und Sex-Appeal ausschließlich durch die Befriedigung des männlichen

Blicks ihren Wert erhalten. Meinen Einfluss und Status erhielt ich nur, weil ich Männern gefiel. Meine Position brachte mich in die Nähe von Reichtum und Macht und verlieh mir eine gewisse Autonomie, führte aber nicht zu wahrer Emanzipation. Die habe ich erst jetzt, mit dem Schreiben dieser Essays erlangt, in denen ich meinen Gedanken und Erfahrungen eine Stimme verliehen habe.

Dieses Buch steckt voller Gedanken und Tatsachen, mit denen ich mich früher nicht auseinandersetzen wollte – vielleicht war ich dazu auch nicht in der Lage. Ich hatte mir angewöhnt, Erfahrungen zu verdrängen, die schmerzhaft waren oder im Widerspruch zu meinen Überzeugungen standen – wie die, dass ich das Paradebeispiel einer durch die Vermarktung ihres Bildes und Körpers emanzipierten Frau war.

Die Beschäftigung mit der komplexen Wirklichkeit meiner Situation bedeutete ein brutales Erwachen, die Zerstörung einer Identität und eines Narrativs, an die ich mich verzweifelt geklammert hatte. Ich war gezwungen, mich einigen schwierigen Fragen zu stellen: Was war mir wichtig? Was war Liebe? Was machte mich zu etwas Besonderem? Und ich musste mich mit meinem Verhältnis zu meinem Körper auseinandersetzen.

Ich bin mir noch immer nicht im Klaren darüber, wie ich zu Sexualität und Emanzipation stehe. Ziel dieses Buchs ist es nicht, Antworten darauf zu finden, sondern eher, mich in aller Offenheit mit Gedanken auseinanderzusetzen, auf die ich immer wieder zurückgeworfen werde. Ich will die verschiedenen Spiegel untersuchen, in denen ich mich betrachtet habe: Männeraugen, andere Frauen, mit denen ich mich ver-

glichen habe, und die unzähligen Fotos, die von mir gemacht wurden. Die folgenden Essays schildern die zutiefst persönlichen Erfahrungen und das darauffolgende Erwachen, die meine Zwanziger prägten und meine Überzeugungen und mein Handeln veränderten.

1

»Nach deiner Geburt«, erzählt meine Mutter, »hielt dich der Arzt in die Höhe und sagte: ›Sehen Sie sich ihre Größe an! Sie ist wunderschön!‹ Und das warst du tatsächlich.« Sie lächelt. Ich habe diese Geschichte schon oft gehört.

»Am nächsten Tag brachte er seine Kinder mit ins Krankenhaus – nur, damit sie dich sehen konnten. Du warst so ein schönes Baby.« Hier endet die Erzählung normalerweise, doch diesmal ist meine Mutter noch nicht fertig. Sie blickt unschuldig drein, wie immer, wenn sie meinem Vater oder mir etwas sagt, das sie vielleicht nicht sagen sollte. Ich mache mich innerlich bereit.

»Schon komisch«, sagt sie mit feinem Lächeln. »Neulich habe ich mit meinem Bruder geredet ...« Sie ahmt seinen Ostküstenakzent nach: »Kathy, Emily war ein wunderschönes Baby. Aber nicht so schön wie du. Du warst das schönste Baby, das ich je gesehen habe.« Sie zuckt die Schultern und schüttelt den Kopf, als wolle sie sagen: »Ist das nicht verrückt?« Ich frage mich, welche Antwort sie erwartet, sehe aber, dass sie aus dem Fenster blickt und mich nicht weiter beachtet.

Bei einem Fotoshooting sitze ich in der Maske und unterhalte mich mit dem Assistenten der Friseurin. »Ist deine Mutter schön? Siehst du ihr ähnlich?«, fragt er, während er mir mit den Fingern durchs Haar fährt.

Er sprüht meine Haarspitzen ein, betrachtet mein Spiegelbild und macht mir Komplimente für meine Augenbrauen. »Die sehen gut aus«, verkündet er und greift nach einer Bürste.

»Welche ethnische Herkunft hast du, Mädchen?« Unterhaltungen wie diese bin ich am Set gewöhnt, sie laufen fast immer gleich ab, und ich möchte sie so schnell wie möglich abwürgen. Es gefällt mir nicht, wie diese Frage als Aufhänger für die Thematisierung der eigenen Herkunft genutzt wird, um »exotisch« zu wirken: Ich bin dreizehn Prozent dies und sieben Prozent das. Stattdessen sage ich einfach: »Ich bin ein weißes Mädchen.« Der Assistent lacht.

»Okay, weißes Mädchen.« Er grinst breit. »Ich merke aber, dass bei dir noch irgendetwas anderes drinsteckt.« Er erzählt, er selbst sei Puerto-Ricaner.

»Und deine Mama?« Er wiederholt die Frage mit echter Neugier. »Ist sie so schön wie du?«

»Ja«, antworte ich. »Noch schöner.« Er wirkt erstaunt und wendet sich wieder den Extensions zu. »Das kann nicht sein«, sagt er. Ich bin daran gewöhnt, dass sich manche Menschen unwohl fühlen, wenn sie meine Antwort hören.

»Es stimmt aber«, beharre ich sachlich. Und so meine ich es auch.

3

Meine Mutter ist eine klassische Schönheit: Sie hat weit auseinanderstehende, grüne Augen, eine schmale, elegante Nase, ist von kleiner Statur und hat eine – wie sie es bezeichnen würde – Sanduhrfigur. Ihr Leben lang wurde sie mit Elizabeth Taylor verglichen, und ich finde den Vergleich passend. Menschen aus einer bestimmten Generation sagten, sie sehe aus wie die junge Vivien Leigh. Meine Eltern bewahrten sowohl *Kleines Mädchen, großes Herz* als auch *Vom Winde verweht* als VHS-Kassetten neben ihrem Bett auf. Als Kind habe ich diese Filme unzählige Male gesehen und hatte stets das Gefühl, inmitten der Südstaatenschönheiten eine jüngere Version meiner Mutter zu sehen. Vivien Leigh warf Clark Gable einen Blick von unten zu, und ich musste an die Geschichten meiner Mutter aus der Schulzeit denken – ihre Verehrer hatten reihenweise unter ihrem Fenster gewartet. Ich stellte mir den seidigen Stoff der Schärpe vor, die sie als Königin des Schulballs getragen hatte, und das Gewicht der glitzernden Krone, die auf ihren Fotos im Jahrbuch zu sehen ist.

4

Im Wohnzimmer meiner Eltern steht ein hölzerner Buffetschrank, in dem Silberbesteck und Porzellangeschirr aufbewahrt werden. Auf dem Schrank stehen gerahmte Bilder, Souvenirs und einige kleinere Skulpturen meines Vaters. Gäste interessieren sich meist für einen Bilderrahmen, in dem zwei runde Fotos nebeneinander zu sehen sind. Rechts ein Schwarz-Weiß-Foto meiner Mutter aus ihrer Grundschulzeit. Sie trägt die Haare zu kurzen Zöpfen gebunden. Links ein Foto von

mir im gleichen Alter. Meine Haare werden von einem schwarzen Band zurückgehalten. Beide Mädchen lächeln breit. Wäre das eine Foto nicht alt und vergilbt und trüge keine Jahreszahl in der rechten unteren Ecke, könnte man die Bilder für Fotos desselben Kindes halten. »Wer ist wer?«, fragen die Gäste immer.

5

Mein feines Haar hat sich schon immer schnell verknotet. Als ich klein war, benutzte meine Mutter Entwirrungsspray und einen Kamm, mit dem sie nach dem Baden die Knoten herauskämmte. Es ziepte, tat an der Kopfhaut weh und bereitete mir Nackenschmerzen, weil ich den Kopf hochhalten musste. Die Prozedur war mir verhasst. Ich konzentrierte mich auf die Sprayflasche, auf der Meerestiere abgebildet waren, und starrte auf das lächelnde, orangefarbene Seepferdchen und den moppeligen blauen Wal, während mir Tränen über das Gesicht liefen. Der süßliche Geruch des Sprays ließ mir das Wasser im Mund zusammenlaufen. Ich spürte, wie sich der Kamm in meine Kopfhaut grub und schrie: »Nicht!«

Ich wuchs in einem Haus ohne Decken auf. Es gab nur schräge Wände, die kurz vor dem Dach endeten, sodass meine Schreie den gesamten Raum ausfüllten. Wenn mein Vater mich schreien hörte, sang er aus dem Nebenzimmer zur Melodie von *Star Wars*: »Hair wars, nothing but hair wars.«

6

Ich wurde nicht religiös erzogen. Gespräche über Gott kamen in meiner Kindheit nicht vor. Ich habe nie viel gebetet, erinnere mich aber, dass ich als junges Mädchen um Schönheit betete. Ich lag im Bett, kniff die Augen zu und konzentrierte mich so stark, dass ich Schweißausbrüche bekam. Ich glaubte, damit Gott mich ernstnähme, müsse ich meinen Geist so frei wie möglich machen, mich auf die Lichtpunkte hinter meinen Augenlidern konzentrieren und nur an die eine Sache denken, die ich mir so verzweifelt wünschte.

»Ich will die Schönste sein«, wiederholte ich wieder und wieder im Kopf. Das Herz schlug mir bis zum Hals. Wenn ich den anderen Gedanken nicht länger widerstehen konnte, schlief ich ein und hoffte, Gott durch meine Meditation so sehr beeindruckt zu haben, dass er mir meinen im Gebet geäußerten Wunsch erfüllen würde.

7

Ely, der Vater meiner Mutter, war ein strenger und ernster Mann. Er wurde 1912 geboren, kam aus einem kleinen Shtetl in einem Teil Polens, der heute zu Belarus gehört, und reiste über Ellis Island in die USA ein. Als talentierter Pianist schloss er mit fünfzehn Jahren ein Musikstudium an der Juilliard School ab, wurde Chemiker und Vater dreier Töchter und eines Sohnes. Er erklärte meiner Mutter, es sei unhöflich, sich nur zu bedanken, wenn die Leute ihr sagten, sie sei schön. Er hatte nicht das Gefühl, sie habe etwas erreicht.

»Was hast du schon getan?«, fragte er sie stets. »Nichts. Nichts hast du getan.«

8

Ich wusste von frühester Jugend an, dass ich mir meine Schönheit nicht verdient hatte – wie mein Großvater es meiner Mutter erklärt hatte. War meine Schönheit also etwas, das meine Mutter mir gegeben hatte? Manchmal spürte ich, dass sie einen Anspruch darauf zu haben glaubte, wie auf ein vererbtes Schmuckstück, das einst ihr gehört und das sie ihr ganzes Leben besessen hatte. Ich hatte es samt aller Tragödien und Triumphe geerbt, die sie selbst damit erlebt hatte.

9

»Zieh an, was du willst, Ems«, sagte meine Mutter immer. »Mach dir keine Gedanken um andere Leute.« Sie wollte, dass ich mich nicht schämte und mein Aussehen und die damit verbundenen Möglichkeiten annahm.

Mit dreizehn wurde ich von einer Tanzveranstaltung nach Hause geschickt, weil die Aufsichtspersonen mein Kleid zu sexy fanden. Meine Mutter hatte es mit mir gemeinsam gekauft. Es war babyblau, aus dehnbare Spitze und schmiegte sich eng an meine gerade erst entwickelten Brüste und Hüften. Als ich unsicher aus der Umkleide trat, stand meine Mutter auf und umarmte mich.

»Du siehst wunderbar aus«. Sie lächelte warm.

»Ist das nicht zu sexy?«, fragte ich.

»Überhaupt nicht. Du hast eine wunderschöne Figur.« Meine Mutter wollte nicht, dass ich glaubte, Körper oder Schönheit im Übermaß zu besitzen. »Falls es die Leute stört, ist das ihr Problem«, pflegte sie zu sagen.

Als sie mich von der Tanzveranstaltung abholte, war ich in